

1. Der Urknall

Meine Geburt war kurz und schmerzlos. Ruck, zuck – und schon war's geschehen. Anders als vielleicht du kann ich mich noch sehr gut daran erinnern. Einerseits war ich erleichtert, es geschafft zu haben, aber andererseits fühlte ich mich um eine, meine Identität betrogen. So wie es aussah, war ich nichts Besonderes, einer unter Millionen.

Ich hätte mich so gerne von all den anderen abgehoben, wollte einfach als ICH erkennbar sein, mein eigenes, unverkennbares Dasein zur Schau stellen. Aber nein, geboren in weißer Einheitsfarbe, begann mein Leben, als wäre es völlig egal ob es mich auch noch gibt oder nicht. Keinen Namen, kein Tattoo, keine Erkennungsmarke, nicht einmal eine Nummer bekam ich, die mich von all den anderen unterschieden hätte.

Soll ich mich meinem Schicksal ergeben, mich einfügen? Oder soll ich den Aufstand wagen? In mir keimte das Verlangen auf, schlicht und einfach aufzufallen, anders zu sein als die anderen.

Verdammt noch mal. „Seht her! Ich bin Ich! Ich bin nicht dieser oder jener oder die oder der. Nein ich bin's, euer ... euer wer?“ Nein, es war aussichtslos, eingezwängt unter den vielen Millionen ging jedes Geschrei unter. Keiner nahm auch nur irgendeinen Ton von mir wahr. Kaum hatte ich die ersten Sekunden meines Lebens mit diesen überwältigenden, bedrückenden Gedanken hinter mir, lagen schon wieder Dutzende über mir, unter mir, neben mir.

Am liebsten hätte ich mich in das zurückverwandelt, was ich vor meiner Geburt war. Aber das ging nicht, mein Schicksal war so gut wie entschieden. Trostlosigkeit und stumpfsinnige Leere schien es für mich vorgesehen zu haben. Keinen Augenblick kam es mir in den Sinn, welch abenteuerliches Leben mir bevorstehen könnte. Ein ganz anderes Leben, als die Millionen Weißen neben, über und unter mir.

2. Der Weg zum ICH

Glaukt es oder auch nicht, ich bekam doch noch einen Namen. Zwar gab es natürlich wieder Hunderttausende oder Millionen mit demselben Namen, aber immerhin ein erstes Lichtlein am Daseinshorizont. Ich war nun wer, nicht mehr ein anonymes weißes irgendwas, sondern ich war „Waikiki“.

Ihr werdet jetzt natürlich an Honolulu auf Hawaii denken. Weißer Sandstrand, meterhohe Wellen zum Surfen, blauer Himmel, Hula-Hula-Mädchen, die einen schon bei der Ankunft am Flughafen mit Lei- und Aloe-Blumenkränzen willkommen heißen.

Mein bisheriges Leben führte mich aber nie zu der sagenhaften Waikiki Beach, der ich meinen Namen verdanke, aber dafür blieb mir der berühmte Inselkoller erspart, dem viele Besucher nicht entkommen konnten. Fast 4000 Kilometer bis zum nächsten Festland, da schwimmt man schon verdammt lange. Und sehr viel Auslauf findet man auf einer Insel, die man in einem Tag umrunden kann, ebenfalls nicht.

Nein, mein wirkliches Leben und meine Abenteuer begannen in Kenia, in Nairobi. Wir waren zunächst zu jeweils hundert Stück in Gruppen zusammengepackt und in finsternen, unbelüfteten Behausungen untergebracht. Wie ich dorthin kam, kann ich nicht mehr sagen, dieses dunkle Kapitel in meinem Leben habe ich einfach verdrängt.

Hin und wieder öffnete sich ein Spalt und etwas Tageslicht drang zu uns herein. Dann wurde eine Hundertschaft von uns hinausgezogen, und für den Rest verfinsterte sich der Alltag wieder. Ich wusste nicht ob es für mich besser war, hier mit den anderen zusammengepresst wie Sardinen zu liegen, oder ob ich mir wünschen sollte, bei der nächsten Gruppe zu sein, die aus unserem Versteck herausgezogen wurde.

Die Ungewissheit begann in mir schrecklich zu nagen, mich zu quälen. Ähnlich muss es Deportationsopfern ergangen sein, wenn sie in Zügen zu den Konzentrationslagern transportiert wurden. Man weiß nie, ob sich diese so fürchterliche Situation endlich verbessern wird, oder ob es überhaupt möglich ist, dass die Zukunft noch ein viel grauenhafteres Schicksal vorgesehen hat.

Aber mit jeder Hundertschaft, die unserem Gefängnis entrissen wurde, wurde es mir klarer und klarer, dass auch mein Schicksal unausweichlich feststand. Es gab einfach kein Entrinnen.

Und so war es auch.

Ein kurzer Lichtstrahl, wir wurden gepackt und da ich der oberste unserer Gruppe war, traf mich das Sonnenlicht mit ihrem vollen Glanz. Ich war geblendet, aber ich atmete auf. Licht, Luft, Sonne, was für ein Gefühl. Aber schon nach wenigen Sekunden wurde ich isoliert, von meinen Kollegen getrennt. Eigenartig, nicht dass ich meine 99 Mitgefangenen als Freunde bezeichnen konnte, denn im Endeffekt teilten wir zwar das gleiche Verhängnis, aber trotzdem hoffte jeder von uns, dass er für sich selbst ein besseres Los ziehen konnte, gewöhnte man sich doch aneinander. So fühlte ich mich im ersten Augenblick verdammt einsam.

Dann traf mich schon der nächste Schock. Ich habe Euch noch nicht erzählt, dass ich auch einen Vornamen bekam. Zwar nur Initialen, aber immerhin. „LC“ wurde ich genannt, „LC Waikiki“. Ich war stolz darauf, denn nun glaubte ich wirklich, ein Individuum mit eindeutigen Erkennungsmerkmalen zu sein.

Aber kaum blickte ich zurück zu meinen Kollegen, packte mich das Schaudern. Alle hatten diesen blauen Aufdruck „LC Waikiki“. Wieder wurde ich getäuscht, oder hatte mir etwas vorgemacht. Wieder war ich nur einer unter unzähligen gleichen.

Dann ging alles sehr schnell. Rundherum sah ich schwarze Gesichter und gleich darauf spreizte man mich auf, als sollte ich in zwei Teile zerrissen werden. Dann stopften zärtliche Frauenhände ein buntes T-Shirt und eine hellbraune Jeans in mich.

„Asante sana“, danke schön, hörte ich noch kurz. Dann trug mich ein Weißgesichtiger aus dem Geschäft. Nun begann für mich, das „LC Waikiki“ Plastiksackerl, der Ernst des Lebens.

3. Der Jugokoffer

Am Flug nach Wien wurde ich an die ersten Tage meines Lebens erinnert. Wieder einmal eingepfercht im Dunklen. Aber als ich von meinem Herren erfuhr – ich möchte ihn bewusst nicht Sklavenhalter nennen, denn er ermöglichte mir ein sehr spannendes und abwechslungsreiches Dasein –, wie es den Passagieren auf den engen Sitzen im Flugzeug erging, war ich, gebettet auf einem Seidenanzug in seinem Koffer, sicherlich noch gut bedient.

Natürlich hielt er sich an keinerlei Arbeitsgesetzgebung und nahm meine Dienste zu jeder Tages- und Nachtzeit in Anspruch. Er dachte auch nie im Entferntesten daran, mich zu entlohnen oder mir wenigstens eine besondere Unterkunft zu gewähren. Ja, wären wir Plastiksackerl gewerkschaftlich organisiert, würde die Sache sicherlich anders aussehen. Aber als leicht ersetzbarer Einzelkämpfer hast du keine Chance, deine Situation zu verbessern.

Wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, muss ich auch gestehen, dass es sicherlich meist nur Zufall war, welches Plastiksackerl mein Herr für welchen Zweck verwendete, aber manchmal hatte ich das Gefühl, dass er mich, „LC Waikiki“, irgendwie doch immer für höhere Aufgaben vorsah. Diese alltäglichen Supermarkt-Sackerln endeten doch immer sehr rasch als Misttaschen, vollgestopft mit übelriechenden Lebensmittelresten, öligen Sardinendosen oder benutzten Papiertaschentüchern. Schrecklich, wenn man bedenkt, dass das Leben der meisten von ihnen nur aus dem Weg vom Geschäft bis in die Wohnung und von dort auf die Mülldeponie besteht, um dann einige hundert Jahre lang im Schmutz dahin zu darben. So ein Plastiksackerl kann sich glücklich schätzen, wenn es in einer Müllverbrennungsanlage sein rasches Ende findet und seine CO₂-Reste von einer Pflanze assimiliert werden.

Natürlich hatten wir auch ein paar bornierte Typen in unserer Lade. Ich denke nur an die eingebildete Gucci, angeblich aus einem Duty Free Shop, oder diesen steifen Harrods-Typen, den er aus England dahergeschleppt hatte.

Aber irgendwie hielten sich diese Lackaffen nicht lange bei uns. Kaum hatte er Besuch und wollte seinem Gast etwas mitgeben, griff er meist zu diesen hochnäsigen Imagerägern, um sie mit einem beiläufigen „da schau her, da hab ich ja noch ein Sackerl von meiner letzten Reise“ und einem Blick der Überlegenheit an den nächsten Besitzer zu übergeben. Gerade so als wollte er sagen: „Du armer Schlucker kannst dir ja nicht leisten, so wie ich dorthin zu fliegen, da hast du wenigstens eine Tragtasche von dort.“

Mein Herr war ein Österreicher.

Das war weiter nicht schlimm, aber auch wenn ich sicherlich nicht von mir eingenommen bin, so habe auch ich doch einen gewissen Stolz. Als ich kürzlich von einem seiner Freunde als „Jugokoffer“ bezeichnet wurde, wusste ich zunächst nicht, was ich davon halten sollte. Mittlerweile kenne ich den Hintergrund und habe mich danach recht gekränkt und minderwertig gefühlt: In den 60er und 70er Jahren flüchteten viele Jugoslawen – damals waren Slowenien, Kroatien, Bosnien, Serbien, Montenegro, Kosovo und Mazedonien noch in einem Staat vereint –, um sich in Österreich oder Deutschland etwas Wohlstand zu verschaffen. Reisen war aber in dem kommunistischen Land offensichtlich nicht vorgesehen, sodass diese Leute keine Taschen oder Koffer hatten, sondern ihr Hab und Gut in Plastiktaschen verstauten, was zu besagtem Kunstwort führte.

4. Wer zum Teufel ist Albanien?

Mein Platz in der Küchentischlade war zwar nicht überaus komfortabel, aber dafür war ich immer im Zentrum des Geschehens im Haus und konnte viele Gespräche mitverfolgen.

„Schatz, du hast ja mitbekommen, dass mein aktuelles Projekt sich dem Ende zuneigt“, eröffnete mein Herr eines Abends das Gespräch mit seiner Frau.

„Ja“, sagte sie, „hast du schon ein neues in Aussicht?“

„Na ja, wie man's nimmt“, meinte er etwas unsicher, „es gäbe da etwas, aber nicht in Österreich, sondern in Albanien“.

„Wer zum Teufel ist Albanien?“, fragte sie ihn, „noch nie etwas davon gehört“.

Sie ist eine sehr fröhliche Schwarze aus Afrika, also konnte man ihr nicht böse sein, dass sie mit Albanien nichts anfangen konnte. Wer von den Europäern kann schon alle Staaten Afrikas oder der USA lückenlos aufzählen? Als er ihr aber dann schrittweise erklärte, wo und was Albanien ist – fünfzig Jahre kommunistische Diktatur, ärmstes Land Europas, albanische Mafia, usw. – wurde sie sehr still. Ihr Lächeln im Gesicht wurde durch eine deutlich besorgte Mine ersetzt. Sie sprach es erst nach langem Zögern aus, aber er und ich kannten ihre Worte schon vorab: „Oh Gott, muss es wirklich Albanien sein?“

Dann vernahm ich nur mehr Stille, endlose Stille.

Am nächsten Tag hörte ich ihn zu sich selbst sprechen, als er alleine in der Küche saß.

„Schau Schatz, Albanien liegt ganz im Süden Europas, es herrscht dort ein fantastisches Klima, dir ist doch ohnedies immer so kalt im Winter in Österreich.“

„Es liegt zwischen Zentraleuropa und Afrika, wir rücken damit deiner Heimat ein Stück näher.“

„Von Tirana sind es nur dreißig Kilometer bis zum Meer, da können wir den ganzen Sommer schwimmen gehen, du liebst doch das Meer.“

„Wir können uns eine schöne Villa mieten und Ausflüge nach Italien, Griechenland usw. unternehmen.“

„Das Essen soll dort noch alles biologisch sein, von natürlichem Ackerbau über Schaf- und Ziegenzucht bis hin zu Freilandhühnern.“

Aber dann trat sie plötzlich ein – und von einer Sekunde zur andern war alles anders.

„Liebling“, begann sie unvermittelt.

Er hörte schon in seinen Gedanken: „Ok, du kannst gerne nach Albanien gehen, aber ich bleibe hier.“

„Liebling“, wiederholte sie, „ich habe mir das mit Albanien überlegt. Mit dir war und ist es eigentlich überall auf der Welt schön, warum nicht auch in Albanien. Lass uns einfach gehen, ich liebe dich und ich vertraue dir.“

Natürlich wollte er ihr spontan antworten, aber es ging einfach nicht. Die Worte blieben ihm vor Freude über so viel Loyalität im Hals stecken. Selbst ich Plastiksackerl war nahe an den Tränen der Rührung – oder hatte ich nur einfach zu schwitzen begonnen, denn für mich stellte sich die bange Frage: „Und was wird aus mir, muss ich auch mit nach Albanien?“

5. Die Macht des Großwesirs

Die Antwort war simpel: Ja! Mir wurde die Rolle zuteil, den Herrensocken auf der Reise physischen Zusammenhalt zu geben, damit sie nicht lose im Koffer herumschwirren. Nicht, dass die Socken gerochen hätten, aber offensichtlich wurden sie nach dem letzten Waschgang mit einem Weichspüler behandelt, der noch recht intensiv duftete und mir bei dem Gedränge im Koffer leichte Kopfschmerzen verursachte.

Am unangenehmsten war aber der Typ unter mir, so ein brandneuer Laptop, der mich ziemlich platt drückte. Offensichtlich hatte mir mein Herr mit den Socken zusätzlich so eine Art Bodyguard-Funktion zugewiesen, um den Laptop vor grober Gepäcksbehandlung zu schützen.

Männer sind da ziemlich eigenartig, wenn es um ihr technisches Spielzeug geht. Ich denke, mein Herr geht lieber mit Löchern in den Socken als mit einem Kratzer im Laptopgehäuse zu einem Kunden. Aber ich will nicht jammern, denn andere Kollegen haben es wesentlich schlechter erwischt. Ein Sackerl zum Beispiel wurde mit dem gesamten Elektroschrott wie Kabel, Ladegeräten usw. vollgerammelt. So eine Reise überstehst du kaum ohne neue Löcher.

Oder mein kleiner Freund aus der Sonnenapotheke, der das Rasierwasser beherbergen musste. Da fürchtest du dich die ganze Reise zu Tode, dass das Glasfläschchen brechen könnte. Das ist dann ein Supergau, wenn man bedenkt, wie viel Alkohol da drinnen ist.

Beim Zoll in Tirana war dann Endstation. Kein Wunder, bei drei Koffern und dreißig Kilogramm Übergepäck geht man als Geschäftsreisender nicht mehr durch. Da wittert selbst der nachlässigste Zollbeamte ein kleines Nebeneinkommen.

Ich war froh, denn kaum war der Kofferdeckel offen, hob mich der Zöllner heraus, um den darunterliegenden Laptop zu bestaunen. Als er dann noch zwei weitere in den Koffern sah, schaute er meinen Herren leicht provozierend an und fragte ihn süffisant und siegessicher: „Threeeee Laptops?!?“

Aber mein Herr bewahrte Ruhe und Haltung, zückte nicht die Geldbörse, sondern erklärte dem Beamten mit ebenso siegessicherer Miene, dass er diese beruflich für ein Projekt im hiesigen Lande benötige.

„Do you have a business card?“ fragte ihn der Beamte.

Nun kenne ich meinen Herrn doch schon ein wenig besser und weiß genau, wann und worüber er intensiv nachdenkt. Das ist eine Falle! Was will der Typ mit meiner Visitenkarte anfangen? Vorsicht, ich muss Zeit gewinnen, herausfinden, was dieser Kapperlkönig im Schilde führt. So oder so ähnlich mussten seine Gedanken gewesen sein.

„You want my passport?“, fragte er den Zöllner.

„No, your business card!“, blieb dieser hartnäckig bei seiner Aufforderung.

Also suchte mein Herr zuerst in all seinen Sakkotaschen nach einer Visitenkarte. Vergeblich. So musste er doch sein Portemonnaie zücken, denn dort würde er mit Sicherheit eine finden. „Zeig ihm nur keine Geldscheine“, erinnerte sich mein Herr an eindringliche Warnungen von Kollegen vor der „allgemein bekannten“ Korruption in Albanien vor seiner Abreise, „sonst sind sie weg.“

Er nahm das kleine Päckchen mit verschiedenen Karten heraus, um seine eigene zu finden. Zuoberst lag die von einem Minister, welche er bei seinem Antrittsbesuch vor zwei Wochen erhalten hatte.

Plötzlich verflog die strenge Miene des Zollbeamten. Ein breites freundliches Grinsen erstrahlte sein Gesicht: „Ahh, you work for a ministry! Everything okay! Welcome in Albania! Enjoy your visit!“ und klappte den Koffer zu.

Da erinnerte ich mich an einen Abend, als mein Herr sich auf die Albanienreise intensiv vorbereitet hatte. Er las seiner Frau aus einem der drei Karl-May-Bände*) vor, die vor ca. 150 Jahren in Albanien spielten. Darin durchquerte Kara Ben Nemsi, von Istanbul kommend, das Land der Shqipetaren, das in dieser Epoche unter türkischer Kontrolle stand. Als Deutscher, der sich als Gerechtigkeitsfanatiker oft in die lokale Politik einmischte, war er nicht bei allen Dorfgrößen, die lieber ihr eigenes Süppchen kochten, gern gesehen. Und das las sich dann so:

„Als sich der Mubarak anschickte uns zu verhaften und gar eine Prügelstrafe androhte, zückte ich das Schreiben des Großwesirs von Istanbul. Als er das Siegel erkannte und ihm klar wurde, was er zu erwarten hatte, falls er uns nicht gebührend behandelt, sank er vor mir auf die Knie und bettelte um Vergebung. ‚Oh Effendi wie konnte ich nur ahnen, wer ihr seid‘ ...“

Und das kam mir am Flughafen irgendwie bekannt vor.

**) Karl May, deutscher Schriftsteller, 1842 – 1912, Sohn eines Webers, bis zum fünften Lebensjahr blind. Als junger Volksschullehrer wurde er wegen Diebstahls entlassen und verbrachte wegen Eigentumsvergehen und Betrügereien aus finanzieller Not im Ganzen siebeneinhalb Jahre im Gefängnis. Durch seine Reiseerzählungen in Ich-Form, die hauptsächlich im Orient (Kara Ben Nemsi) und unter den Indianerstämmen Nordamerikas (Old Shatterhand) spielen, wurden seine Bücher über Generationen quasi zur Pflichtlektüre männlicher Jugendlicher. Karl May selbst war kein einziges Mal in den von ihm beschriebenen Ländern.*